

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 113. Bromberg, den 9. Juni 1927.

Christine Berthold.

Roman von Emma Nuß.

9. Fortsetzung. —— (Nachdruck verboten.

„Wie ich mich freue — wie ich mich freue!“ sprach er glücklich aufseufzend und preßte ihre Hand, bis sie ihm leise entzogen wurde.

„Ich brachte Susi — — —“ begann sie nun. Doch er lachte vergnügt auf.

„Ich weiß ja. Ich beobachtete Sie doch schon eine ganze Weile zusammen.“

„Und warum geben Sie denn erst jetzt Ihren Beobachtungsposten auf?“

„Fräulein Berthold“ — er sah sie treuherzig an — „weil ich mich freute, einmal wieder ein paar Augenblicke ganz allein mit Ihnen plaudern zu dürfen.“

„Haben Sie mir denn so etwas Wichtiges zu sagen, daß es meine Freundin nicht auch hören dürfte?“ fragte sie nun mit erzwungener Ruhe.

Da blieb er in der menschenleeren Straße, in die sie eingebogen waren, plötzlich vor ihr stehen und sah sie mit einem Blick an, daß sie sachte ihre stolze Abwehr schwinden fühlte.

„Fräulein Berthold, warum behandeln Sie mich, wann immer ich Sie auch sehe, stets wie einen Menschen, vor dem Sie fortwährend glauben auf der Hut sein zu müssen? — Habe ich Sie schon jemals belästigt, oder vermißten Sie in meinem Benehmen irgendwann einmal den Ihnen schuldigen Respekt?“

„Nein — nein,“ flüsterte Christine, „aber —“ und nun blickte sie voll zu ihm auf — „der einzige Mensch auf der Welt, zu dem ich ein Zugehörigkeitsgefühl empfinde, seit ich denken kann, ist Susi Peters. Ich liebe Susi, wie ich eine Schwester nicht weniger lieben könnte, Herr Krüß — — —“

„Und was hat das damit — — —“ Er vollendete nicht und sah ihr in plötzlichem Verstehen in das bleiche Antlitz. Doch in jäher Freude griff er nach ihrer Hand: „Kann ich denn dafür, daß ich die Pläne meines Vaters zertrümmern muß? Und könnten Sie künftig nur ein wenig freundlicher zu mir sein, Christine, wenn ich Ihnen sage, daß es nur eine fixe Idee meines guten Vaters ist, das Bankkonto Stoewings mit dem unsern zu vereinigen?“

Aber sie löste hastig ihre Hand aus der seinen. „Dann handeln Sie unverantwortlich, Herr Krüß, oder ich muß annehmen, daß Ihre häufigen Besuche im Hause Stoewing nur Ihre Eitelkeit befriedigen sollen.“

Er sah betroffen auf: „Ich glaube wahrhaftig, Sie haben recht, Fräulein Berthold. Es ist eine niederträchtige Art der Männer, sich in den Schwächen der Frauen zu sonnen,“ gab er nachdenklich zu.

Fast feindselig blickte Christine in seine sie suchenden Augen. Doch er fuhr rasch fort: „Verstehen Sie mich nicht falsch, Christine. In diesem Falle habe ich bewußt keine Schuld. Sie haben mich jetzt erst darauf gebracht, wie unvorsichtig ich wohl gewesen sein mag. — Herrgott — und jetzt begreife ich so vieles auch bei Ihnen. Christine — waren Sie deshalb immer so schrecklich abweisend gegen mich, wenn ich Sie bei Stoewings traf, oder gönnten Sie mir darum kein Wort außer einem formellen Gruß, wenn ich diese letzten Wochen in ungeduldiger Freude und Erwartung das Geschäft meines Vaters betrat? — Sprechen Sie — sagen Sie mir nur ein Wort, daß Sie mich verstehen, daß Sie wissen, wie ich Sie — — —“

„Still — still!“ rief Christine mit schwacher Stimme. „Sprechen Sie nicht weiter — ich verstehe Sie nicht und kann Sie auch niemals verstehen.“

„Aber weshalb denn nicht?“ stieß er erregt hervor. Doch sie schüttelte abwehrend das Haupt und bat dringender:

„Gehen Sie jetzt, Herr Krüß. Ich muß nach Hause und — und — vergessen Sie nicht, daß ich ein herrenloses Gut ohne jeden Schutz und nur auf mich selbst — auch in solchen Fragen — angewiesen bin.“ Ihre Stimme klang zuletzt klar, und ihr Schritt war fest, als sie ihm zunickend rasch um die Ecke bog und in der lebhaften Geschäftsstraße rasch verschwand.

Wie gehetzt flog sie an den Menschen vorüber und betrat scheu und leise ihre dunkle Stube, die sie hinter sich abschloß. Sie hätte um keinen Preis jetzt eine menschliche Stimme vernehmen mögen. Nur diese eine Stimme sollte in ihr weitertönen, und die Dunkelheit sollte ihr seine Augen, diese hellen, heißen Augen weiterleuchten lassen. Kein Licht durfte jetzt etwa mit grellem Schein unbarmherzig den Schleier zerreißen, der ihre Gedanken umwob: Sie stand ja noch im Geiste in der düsteren Straße — sie fühlte ja, wie sie eben nachgab, wie sie die Augen öffnete, die all ihre zurückgedrängte, so tapfer verborgene Liebe schonungslos verrieten. Senkte er jetzt nicht auch seine Augen tief in die ihren, und streckten sie sich nicht die Hände in überströmendem Gefühl entgegen —? „Werner — Werner, hilf mir, ich liebe dich und breche Susi das Herz,“ stöhnte sie auf und ließ sich, zerrissen von dem Zwiespalt ihrer Gefühle, aufschluchzend auf ihr Bett sinken.

14. Kapitel.

In traulichem Plaudern saßen die beiden jungen Mädchen am folgenden Sonntag-Nachmittag in Susis gemütlicher Stube, als ein schrilles Telephongeklingel Susi mitten im Satze abbrechen ließ. Wenige Augenblicke später meldete auch schon das Stubenmädchen:

„Herr Assessor Krüß läßt sich den beiden Damen empfehlen, und er wäre in einer guten halben Stunde zum Tee hier.“

„Wußte der Herr Assessor denn, daß Fräulein Berthold hier ist?“ fragte etwas befremdet Susi.

„Nein, gnädiges Fräulein, der Herr Assessor hat mich erst danach gefragt.“

Als das Mädchen wieder draußen war, erhob sich auch Christine und sagte:

„Sei mir nicht böse, Susikind, wenn ich schon aufbreche, aber ich möchte gerne nach Hause fahren und recht früh schlafen gehen, da ich mich schon seit einigen Tagen elend fühle.“ Ihr blasses Gesicht schien ihre Worte auch zu rechtfertigen.

„Aber nein, Christel, keinesfalls darfst du dann bei diesem Wetter weggehen — komm, lege dich hier auf mein Ruhebett, ich pflege dich und — —“

Abwehrend hob Christine die Hände.

„Laß mich nur gehen, Liebes, gerade dies stürmische Winterwetter wird meinen Nerven gut tun, denn in der Woche komme ich ja kaum mal an die Luft.“

„Na, da wird ja Werner schön enttäuscht sein, wo er doch extra nach dir gefragt hat,“ meinte etwas lauernd Susi.

Ein eisiger Schreck durchfuhr Christine. Doch sie faßte sich in der Sekunde.

„Sollte sein Fragen nach mir wohl nicht eher dahin zu deuten sein, daß er sich auf das Zusammentreffen mit der Sekretärin seines Vaters sozusagen einstellen möchte?“

Christine wußte, wie häßlich diese Verdächtigung Werners jetzt war. Doch sie benützte sie zugleich als Waffe gegen ihre eigene Schwäche. Und sie bemerkte ja auch sofort die

erlösende Wirkung ihrer Worte in den Mienen der Freundin. Susi hatte sich schon viel zu sehr in die Rolle der reichen Erbin hineingelebt, um Christinens Worte nicht wirklich ernst zu nehmen. Natürlich konnte der Sohn des reichen Handelsherrn seine Erkundigung nach der Freundin Anwesenheit nur in dem eben angedeuteten Sinne gemeint haben. Sie fing zwar an, Werners absolut vornehme Gesinnung mit vielen Worten zu verteidigen, aber ihr Gesichtchen strahlte doch in wiedergewonnener Sicherheit, Glück und Dankbarkeit gegen das Schicksal. Zärtlich streichelte sie nun die Freundin, hüllte sie in ihren Mantel und küßte sie mehrmals innig beim Abschied.

„Werde mir ja nicht krank, Christelchen, gelt? Ich komme morgen nach dir sehen." Und sie stopfte trotz allen Wehrens schnell noch einige Süßigkeiten in der Freundin Manteltasche, nur aus dem Bedürfnis heraus, der Jugendgespielin etwas Liebes zu erweisen.

Als sie draußen an der Haustüre sich trennten, schlang Christine in plötzlicher Aufwallung die Arme um Susi, und ihr „Dank, dank, du liebes treues Schwesterherz" klang wie ein unterdrücktes, wehes Weinen, fast wie ein letzter Abschied.

An der Gartenpforte drehte sie sich noch einmal um. Doch die helle Gestalt unter der Haustür war verschwunden, und das Haus lag in völligem Dunkel. Da wendete sich Christine, anstatt der Stadt zuzugehen, rasch nach links. Hier war sie sicher, Werner Krüß nicht zu begegnen, der ja von dorther kam. Sie fühlte nicht den eisigen Sturm um sich her, denn ihre Gedanken liefen ihr wie tolle Kreisel im Kopfe herum. Felsenfest stand ihr Entschluß, dem gütigen Kinde da drinnen in dem schönen, reichen Hause das ersehnte Glück an der Seite des ihr ebenbürtigen Mannes nicht zu zerstören. Sie wußte, daß sie jetzt einen Kampf mit sich selbst zu führen hatte, bei dem sie alle die ihr eigene zähe Energie benötigte. Um jeden Preis galt es nun, ein Wiedersehen mit Werner Krüß zu vermeiden — selbst auf die Gefahr hin, ihre Stellung, ihre Freunde, ja, selbst auch — Hamburg verlassen zu müssen.

Sie stand jetzt auf dem Landungssteg der Station „Teufelsbrücke" und blickte dem von Hamburg kommenden Dampfer entgegen, der sie dorthin mitnehmen sollte.

Noch ganz in ihre Gedanken versunken, wehen Herzens Pläne schmiedend, wie und wo sie wohl ihr künftiges Leben beginnen wollte, schrak sie aus ihrer Versunkenheit auf, als der Dampfer eben wuchtig gegen das Bollwerk der Landungsbrücke anprallte, und der Boden für Augenblicke unter ihren Füßen zu wanken begann. Und da eilten auch schon die zuerst Ausgestiegenen auf dem schmalen Weg neben ihr vorüber. Hastig schritt sie nun auch dem Schiffe zu.

Plötzlich fuhr sie mit der Hand nach dem Herzen, ihr Fuß stockte, und es war ihr, als müsse sie laut um Hilfe schreien. Wenige Schritte nur vor ihr stand ja doch — er — vor dem sie geflohen war, den sie um jeden Preis meiden wollte — Werner Krüß! Er hatte heute einmal ausnahmsweise statt der Straßenbahn den Dampfer benutzt.

An ein Entfliehen war nicht mehr zu denken, denn kaum hatte er Christine erblickt, sprang er mit einem Satz über das trennende Geländer und faßte stürmisch ihre bebenden Hände.

„Herrgott, nenne ich das doch ein Glück, Fräulein Berthold — Sie hier ganz allein und bei dieser Kälte! Wollen Sie denn nach der Stadt — mein Gott, ich hörte doch vorhin, daß Sie bei Susi seien — —"

Kein Wort kam über die Lippen der todbleichen Christine.

Der Dampfer läutete zur Abfahrt, die Mitfahrenden stiegen alle ein — sie stand noch immer wie angewurzelt und starrte entgeistert in das freudig bewegte Gesicht vor sich.

Wieder mahnte die Schiffsglocke zur Abfahrt. Da plötzlich kam Leben in die Gestalt Christinens — sie richtete sich auf und riß ihre Hände aus den seinen.

„Lassen Sie mich — gehen Sie!" rief sie und wollte in die Dunkelheit dem Dampfer zu enteilen.

Doch Werner kam ihr zuvor. Wie eiserne Klammern legten sich jetzt seine Hände um ihre Arme.

„Nein" — rief er zornig, „ich lasse Sie nicht, Christine, bis Sie mir gesagt haben, was Sie so ungerecht gegen mich macht, daß Sie mich fliehen wie Ihren schlimmsten Feind."

Niemand war mehr in ihrer Nähe. Sie hörten unter sich das gluckende, gurgelnde Wasser, der Sturm heulte und zerrte in ihren Kleidern — das dumpfe Schnauben und Stampfen der Schiffsmaschinen klang wie ein heftiges Grollen herüber, und nun — ein tiefer, weher Seufzer entrang sich Christinens Lippen gleich einem Stöhnen — das Schiff drehte eben ab von der Landungsstelle und glitt sicher und schnell auf dem Wasser dahin.

Das junge Mädchen wußte, daß jetzt ihre Schicksalsstunde nahte, und eine unheimliche Ruhe kam über sie.

„Wer gibt Ihnen ein Recht, mich auf diese Weise hier zurückzuhalten, Herr Krüß?" fragte sie nun mit kühler Stimme.

„Meine grenzenlose Liebe zu Ihnen, Christine —" sagte er, sie loslassend.

Da ging ein Zittern durch ihren Körper, und sie mußte sich an dem Geländer festhalten. Sie fühlte, wie sie schwach wurde, und wagte nicht, den Blick zu ihm zu erheben, aus Furcht, er möchte darin ihre ganze Seligkeit erblicken. Leise stammelte sie nur noch:

„Gehen Sie, ach, gehen Sie und — und die kleine Susi — wartet ja — —"

„Ist das alles, was Sie mir zu antworten haben, Christine?"

So mutlos und traurig hatte er die Worte hervorgestoßen, daß sie nun doch zu ihm aufblickte. Und es traf ihn ein Blick, so weh, und doch so voller, tiefer, unverhüllter Liebe, daß er jubelnd die Arme ausbreitete und sie an sich zog.

„Du — du — mein Einziges, o sag', daß ich recht in deinen Augen gelesen habe, daß du mein — mein — ganz mein bist?"

„Ja, Werner, ich liebe dich in alle Ewigkeit, und doch — müssen wir uns lassen," flüsterte sie wie ersterbend an seiner Brust.

„Jetzt, wo ich dich endlich, endlich gefunden habe, Liebste? Nein! Nun soll keine Macht der Erde dich mir je wieder entreißen können!" Und er bedeckte ihren Mund — ihre Augen — ihr ganzes geliebtes Gesicht wieder und wieder mit heißen Küssen.

Da schloß sie die Augen, und um sie her versank die Welt der Pflichten und Rücksichten in ein Meer von schrankenloser Seligkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Das letzte Gesicht.

Skizze von Alfred Manns.

In der ostfriesischen Küstengegend liegt das Dorf Warftdamm. Dort hatte ich zur Vollendung eines Romans für einige Wochen beim Pastor Wohnung genommen.

Abends saß ich mit dem freundlichen alten Herrn zusammen im anregenden Gespräch über die Geschichte dieser Gegend. Ich erfuhr, daß die Kirchenbücher den großen Zerstörer, den Dreißigjährigen Krieg, überstanden hatten, da hierher kein reisig Volk gekommen war, es sei denn ein nicht allzu wüster Streiftrupp des hessischen Landgrafen.

Um diese Zeit hat in der Gemeinde ein Mann gelebt, über den die Kirchenbücher in dem abgehackten Stil alter Chroniken sehr sehr, seltsame Dinge berichten. Der Hibbo Fimmen war ein Mensch, der mehr sah, mehr sehen mußte als andere.

Viele Übergänge und Zusammenhänge fehlten in den alten Aufzeichnungen; die versuchte ich zu ersetzen; freilich mußte hier und da die Phantasie mithelfen. —

Am Rande des Dorfes stand eine saubere, nicht allzu kleine Hütte, eben just ausreichend für einen einsamen Mann wie Hibbo Fimmen. Er war zu der Zeit, als sich die nachstehenden Ereignisse zutrugen, ein Mann von achtzig Jahren. Einst ein reicher Bauernsohn, hatte er in seinem Leben nur bei anderen die Armut kennen gelernt, die er zu lindern strebte, soweit es ihm möglich war. Alle Dorfleute liebten den Alten, und sie gingen zu ihm, wenn sie Rat oder Hilfe brauchten. Selten machte jemand den Weg zu Hibbo Fimmen, ohne leichteren Herzens wieder wegzugehen.

Doch nur in Ausnahmefällen betrat der Greis die Häuser seiner Dorfgenossen, und tat er es dennoch, so erfaßte die ganze Familie ein namenloses Entsetzen, denn Hibbo Fimmen brachte den Tod.

Er besaß die in Nordfriesland hier und da vorkommende Gabe des zweiten Gesichts, und ein innerer Zwang trieb ihn hinaus zum Hause der bedrohten Familie. Er sprach dann nichts von diesen furchtbaren Dingen; er blieb auch nicht lange, unterhielt sich vom Wetter, von der Ernte und ging wieder.

Wenn er draußen war, fielen sich die der Zärtlichkeit ungewohnten Familienmitglieder in die Arme, sie sahen sich mit großen Augen an, in denen das Grauen lag: Gilt es dir oder gilt es mir? — Die Ruhe kehrte erst zurück, wenn das Los gefallen und der Sarg aus dem Hause getragen war.

Aber die Friesen sind gerecht, sie trugen es Hibbo Fimmen nicht nach; sie wußten, daß er nie einen Menschen mit Wissen und Willen gequält hatte. Er konnte nicht anders, er mußte kommen.

An einem warmen Sommerabend saß der alte Hibbo in einem Altväter-Lehnstuhle vor dem erloschenen Feuer seines offenen Herdes. Seine stets ernsten Züge, auf denen

seit einem halben Jahrhundert niemand ein Lächeln gesehen hatte, waren heute verzerrt und zeigten die fahle Blässe, wie sie ein übermenschlich grauenhaftes Erleben zu hinterlassen pflegt.

Still saß er und starrte mit weit aufgerissenen Augen ins Leere. Er sah dort nichts, aber vor einer Stunde hatte er etwas gesehen.

Nun erhob er sich schwerfällig.

Als er stand, sank er plötzlich in wahnsinniger Verzweiflung vor dem Stuhle in die Knie, legte den Kopf darauf und schrie: „Allbarmherziger, erspare mir dieses! Ich muß ja hin, wenn du mich nicht durch den Tod von diesem Gange befreist."

Hibbo lag noch auf den Knien, als jemand von draußen roh gegen die Scheiben klopfte. Gleich darauf wurde die Tür aufgerissen, und ein verwegener hessischer Feldkornett stand auf der Schwelle. Er fuchtelte mit einer Reitpeitsche wild herum und schlug nach dem alten Kater, der einen Buckel machte und das Fell sträubte, traf ihn aber nicht.

„Achtung vor dem Landgrafen, du Vieh, und auch dir, Alter, möchte ich das raten!"

Langsam erhob sich Hibbo. Er sah den Eindringling an, und sein Gesicht verzog sich so grauenhaft, daß der wilde Kriegsmann einen Schritt zurückwich.

Dann raffte er sich zusammen, und indem er den Blick des Greises mied, herrschte er ihn an: „Dein Ruhm ist bis in unser fernes Lager gedrungen. Beweise jetzt deine Kunst! Du wirst mir gleich meine Zukunft prophezeien! Und wenn du das nicht vermagst, dann bist du ein Hundsfott, und bei allen Teufeln, dein Alter soll dich nicht vor der Rute schützen!"

Hibbo Fimmen reckte sich zu seiner ganzen gewaltigen Friesenhöhe empor, und sein Blick, der etwas Seherhaftes bekam, bewirkte ein abermaliges Zurückweichen des Kornetts. „Bei mir gibt es keine Kunst und keine Prophezeiungen. Bei mir gibt es weit mehr: die Gewißheit. Willst du sie hören?"

„Zum Henker, ich verlange von dir, daß du mir sagst, was du glaubst!"

Da trat Hibbo ganz nahe auf den Kriegsmann zu. „Du wilder — — du Menschlein, dir sitzt der Tod bereits im Nacken. Du wirst deine Heimat, ja dein Lager nicht wiedersehen, denn nur wenige Stunden hast du noch zu leben."

Der Kornett stieß ein grimmiges Lachen aus.

Aber jetzt gewahrte er etwas ganz Eigenartiges: Der Blick des alten Friesen zeigte weder Abwehr noch Zorn, nur Erbarmen. Da fuhr dem wüsten Krieger ein eisiger Schauder durch das Gebein. Wortlos wandte er sich ab, ging hinaus, bestieg sein Roß und trabte davon.

Weit kam er nicht, denn unterwegs fiel er vom Pferde, und als ihn seine Reiter am Boden liegen sahen, da ließen sie ihren Kornett, wo er war, wühlten die Sporen in die Weichen der Tiere und hetzten dahin, als ob der Teufel ihnen auf den Hacken säße.

Das Skelett des Kornetts fand man viel später.

Nachdem die Reiter fort waren, zog Hibbo Fimmen sein bestes Zeug an. Ganz, ganz langsam war sein Schritt, als er sein Haus verließ und gleich in das des Nachbarn trat.

„Ich wollte Euch nur guten Tag sagen. Es ist warm heute, und wenn es so bleibt, gibt's eine gute Heuernte. Besucht mich mal, ich habe es heute eilig, muß noch Besuche machen bei Brinkamas, Akenas, Arens, ich weiß nicht, wo ich nicht hin müßte. Auf Wiedersehen."

Damit ging der Alte und trat ins Nebenhaus, und dann in das nächste, übernächste und folgende Haus. Immer schleppender, mühsamer wurde sein Gang, immer glanzloser blickten seine Augen. Schließlich wankte er nur noch mit halbgeschlossenen Lidern weiter, und kaum ein Haus überging er.

Zuletzt sagte er nur noch: „Ich komme, um Euch eine gute Nacht zu wünschen."

Waren die ersten Dorfsassen, bei denen Hibbo erschien, von Entsetzen geschüttelt, so nahmen die Nachbarn, bei denen er dann eintrat, die Dinge um einiges ruhiger. Der Gang des Greises sprach sich herum, und je weiter er kam, desto gelassener wurden die Besuchten.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich schließlich das Gerücht: Hibbo Fimmen kann nicht mehr voraussagen, er ist altersschwach geworden. Gelobt sei der Schöpfer, daß wir nicht an dem Fluche, der auf ihm ruht, teilzunehmen brauchen. Geht er zu allen, so sieht er nichts mehr, sondern er ist ein Mensch wie wir und nur noch ein schwacher Greis.

Ein Tagelöhner, dem Hibbo geholfen hatte, begleitete und stützte den immer hinfälliger Werdenden bis zum letzten Hause, wo ein jung verheiratetes Paar wohnte. Das Haus sah sich der Alte prüfend an. Dann schüttelte er den Kopf und sagte: „Nein, hier hinein will ich nicht. Bringe mich jetzt nach Hause, wenn du willst."

Schwer und immer schwerer stützte er sich auf den Arm des Tagelöhners, der ihn zuletzt über die Schwelle seiner Hütte trug, wo er ihn in den Lehnstuhl setzte.

Da schlug Hibbo Fimmen noch einmal die Augen auf. „In deinem Hause bin ich nicht gewesen, Bernt Visser, und wenn ich dir gute Nacht sage, dann hat das nichts zu bedeuten, du bist hier ja bei mir. Also gute Nacht, Bernt Visser", flüsterte er.

Dann war er tot.

Die Bauern von Warftdamm, die Hibbo trotz allem liebten, atmeten erleichtert auf, denn ganz offensichtlich hatte er im Greisenwahn zuletzt die unselige Sehergabe verloren.

Drei Tage später kam die Pest ins Dorf. Kaum ein Haus wurde von ihr verschont; nur das des jung verheirateten Paares und Bernt Vissers.

Erlauschtes und Erlebtes aus dem Affenland.

Von Gertrud Barre, Alt Henvis bei Windhuk.

I.

Träge Sonntagsruhe eines heißen Novembertages herrschte auf unserer Farm, droben im Khomers-Hochland Südwest-Afrikas. Seit mehreren Monaten hatte es nicht geregnet. So war es erklärlich, daß die großen Paviane von den umliegenden Bergen, wo infolge der anhaltenden Dürre die Wasserlöcher zu versiegen begannen, herunterkamen und sich täglich dreister an unsere Viehtränke wagten.

Ich hatte mich zeitig im Garten nahe bei der Tränke in ein dichtes Versteck gesetzt, um einmal die freche Gesellschaft ungestört zu beobachten. Schon von weitem hörte ich ihr langgezogenes „Oah, oah, Bubu!" Plötzlich kamen sie an, etwa 20 bis 25 Tiere, an ihrer Spitze ein vorsichtig spähender, alter Affe. In würdevoller Haltung durchquerte er, gefolgt von seiner Herde, das trockene Flußbett und strebte dann eilig der Tränke zu. Hinter ihm die Herde, darunter mehrere Äffinnen mit ihren Jungen auf dem Rücken, die fest wie Kletten saßen. Bald wimmelte die Tränke von Affen groß und klein. Die Alten wuschen sich Gesicht und Hände gründlich, während die junge Welt possierlich am Querbalken der Göpelpumpe herumturnte. Dies muntere Spiel belustigte mich wohl eine halbe Stunde lang.

Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als unversehens der größte Pavian, ein stattlicher Bursche von mindestens dreiviertel Meter Länge, den Gartenzaun überstieg, ins Maisfeld lief, sich unter jeden seiner sehnigen Arme vier bis fünf Maiskolben klemmte und dann aufrecht, als sei nichts geschehen, knapp ein paar Schritte von mir vorbeizog. Er sah mir dreist ins Antlitz und warf dabei die Kolben mirnichts dirnichts über den Zaun.

Im Nu fiel alles über die Beute her. Ein wüster Knäuel balgte sich im Staube. Da ertönte ein kurzer Warnungsruf des Räubers. Sofort stob die Herde auf und davon. Still und friedlich lagen wieder Flußbett und Tränke. Heiß brannte die Sonne vom wolkenlosen Himmel herab. Ich aber starrte, als ob ich einen Spuk gesehen, auf die kahlen Felsen, die noch eben belebt gewesen vom Kampfgetümmel der wilden Schar. Nichts als ein paar verstreute Maisblätter erinnerten an die unheimliche Rauferei der Tiere.

II.

Hektor hieß unser Jagdhund, ein echtes Kurzhaar. Seit er von einem Affen gehörig gebissen worden war, besaß er eine maßlose Wut auf die ganze Sippschaft. Einst hatten uns die Paviane Mais und Melonen gestohlen, und wir beschlossen, sie in die Berge zu vertreiben. Bis an die Zähne bewaffnet, zogen wir — einer meiner Bekannten und ich —, gefolgt vom Herero Stephanus, Hektor und zwei Kaffernhunden, ins Hochland.

Wohl eine gute Stunde waren wir durch eine Felsenschlucht geklettert, als wir über uns auf einer vorspringenden Kuppe eine Herde Paviane sichteten. Fast lauter Jungvolk; wir aber suchten bemooste Häupter. Endlich hatten wir auch sie erspäht. Sie hockten, vier an der Zahl, geruhsam auf dem flachen Gipfel eines steilen Felsens. Hektor war kaum zu halten; er zitterte vor Aufregung. Konzentrisch gingen wir von allen Seiten einzeln vor. Ich hatte Hektor losgebunden, der sofort die steile Felswand anlief. Von der anderen Seite kroch in guter Deckung der Herero mit seinen Hunden heran. Es gelang uns Weißen, ungesehen auf gleicher Höhe mit den Affen einen anderen Felsen zu erklimmen, von dem aus wir alles übersahen.

Höher, immer höher schob sich Hektor. Schon lugte sein Kopf über die Felsplatte. Vorsichtig zog er die Hinterläufe auf einen Vorsprung. Da erblickten ihn die Affen. Unruhig geworden durch das Gekläff der anderen Hunde, erhoben sie sich zum Angriff. Mit sicherem Schuß streckte mein Begleiter den ersten Pavian zu Boden; der kugelte über den Felsrand in die Tiefe. Jetzt stürzte sich ein an-

derer auf Hektor, der sich just halb hochgezogen hatte, würgte ihn am Halse und warf ihn rückwärts in den Abgrund. Durch den so freigewordenen Weg sausten dann die Affen und verschwanden zwischen den Felsen.

Hektor kam unerklärlicherweise glimpflich davon. Zwar schlich er einige Tage darauf recht hinkend durchs Gelände, aber an seiner Wut auf alle Affen der Umgegend hatte dieser Unfall nichts gemindert. Auf eigene Faust zog er wider sie noch manchesmal zu Felde.

III.

An einem anderen Tage hatten wir beschlossen, nach dem Mittagessen zum nächsten Nachbarn zu reiten. Schwül war es draußen. Am Horizont erschienen dicke weiße Wolken als Boten nahenden Unwetters. Gesattelt standen „Whisky" und „Soda", die beiden Goldfüchse, am Tore. Mit Feldflasche, Packtasche, Zeltbahn und Decke „feldrittmäßig" ausgerüstet.

Wir trabten los, entlang an kleinen Wasserläufen und grünen Vleys. Voran lief Hektor. Hin und wieder flatterte schwerfällig mit wildem Gekreisch ein „Gackelhuhn" auf, alles andere Getier vor nahenden Feinden warnend.

Plötzlich keuchte in etwa 100 Meter Entfernung vor uns etwas Schwarzes auf. Wir stutzten und lachten: ein großer, alter Pavian! „Den hol ich mir", rief mein Gefährte übermütig. Wir saßen ab. Er ging sofort, begleitet von Hektor, auf die Stelle zu. Ich lockerte die Sattelgurte, schlang die Zügel der Pferde um einen Baumstumpf und folgte beiden langsam.

Wie besessen sauste Hektor auf den ahnungslosen Affen los, der knapp Zeit fand, sich auf einen Kameldornbaum zu schwingen. Schon riß mein Kamerad sein Gewehr an die Backe, zielte und schoß. Schwer plumpste der Affe zu Boden und sank hinter einem Weißdornbusch in einen kleinen Graben.

Während der glückliche Schütze sich erst in aller Ruhe sein Pfeifchen anzündete, lief ich sofort zur Unfallstelle. Erblickte dort anfangs nur Schweiß. Aber als ich mich umdrehte, sah ich zu meinem Entsetzen den Affen in voller Größe auf dem Grabenrande sitzen. Verzweifelt zupfte er Grasbüschel und steckte sie sich in die klaffende Bauchwunde, die das Geschoß ihm gerissen. Flehend, fiebernd schaute er mich aus seinen zimtbraunen Augen an. Keuchend vor Schmerz, rasselte sein Atem, während er die eine Hand auf die stark schweißende Wunde preßte. Dann kam mein Freund herbei und gab ihm endlich den Fangschuß. Der Affe sackte tot zur Seite. —

Schweigend ritten wir davon. Wir waren erschüttert und gelobten uns, nie wieder auf Affen grundlos zu schießen. Ich sah viel Wild verenden, nichts aber packte mich so wie dieser Tod eines — Affen.

Wieviel Menschen gibt es?

Übersicht über die Bevölkerung der Erde.

Während man früher über die Zahl der Bewohner der Erde auf recht unsichere Schätzungen angewiesen war, ist es jetzt möglich, genauere Zahlen anzugeben und annähernd zu bestimmen, wie sich die Bevölkerung der Erde auf die einzelnen Rassen und Völker verteilt. In einer Gesamtübersicht über die Bevölkerung der Erde, die von Alois Müller in der Zeitschrift für Geopolitik nach den neuesten Zählungsergebnissen gegeben wird, unterscheidet der Gelehrte 18 Völkergruppen, die er nach der Zahl ihrer Mitglieder ordnet. An erster Stelle steht die europäisch-amerikanische Völkergruppe mit 658 Millionen Menschen, dann folgt die Ostasiatische mit 576 Millionen, die indische mit 317 Millionen; daran schließen sich die Neger mit 107 Millionen, die Orientalen mit 100 Millionen und die Malaien mit 67 Millionen. Die Angehörigen der 12 übrigen Völkergruppen sind sehr viel weniger zahlreich; so haben die Indianer 14 Millionen, die Juden 13,2 Millionen, die Tungusen 12 Millionen, die Mongolen 3,5 Millionen, die Armenier 2,9 Millionen. An der Spitze der europäisch-amerikanischen Völkergruppe, die wieder in zwölf Untergruppen zerfällt, stehen zahlenmäßig die Germanen mit 250 Millionen; dann folgen die Romanen mit 207 Millionen und die Slawen mit 165 Millionen. Zu den kleineren Untergruppen gehören die Iren mit 12 Millionen, die Madjaren mit 10 Millionen, die Georgier mit 6,9 Millionen und die Esto-Finnen mit 4,7 Millionen. Der verbreitetste Stamm der Germanen sind die Angelsachsen mit 133 Millionen; dann kommen die Deutschen mit 99 Millionen, von denen 60,2 Millionen im Deutschen Reich, 8 Millionen in den Vereinigten Staaten, 6,1 Millionen in Österreich, 3,1 Millionen in der Tschechoslowakei, 1,1 Million in Polen wohnen. Den dritten Platz in der europäisch-amerikanischen Völkergruppe nehmen die Spanier ein, von denen 22 Millionen Spanien und 43 Millionen Südamerika bevölkern. Es folgen die Italiener mit 46 und die Franzosen mit 44 Millionen; von den letzteren leben 35,2 in Frankreich und 3,25 in Belgien. Unter den Ostasiaten sind die Chinesen mit 430 Millionen die weitaus zahlreichsten, die Japaner und Koreaner sind nur mit 80 Millionen beteiligt. 3 Millionen Juden wohnen in Polen, 2,8 Millionen in Sowjet-Rußland, 2 Millionen in den Vereinigten Staaten, 820 000 in Rumänien und 600 000 in Deutschland; in Palästina wohnen nur 120 000 Juden. Die Vermehrung der Erdbevölkerung hat im letzten 1¼ Jahrhundert riesige Fortschritte gemacht. Während man 1800: 775 Millionen Menschen als Bewohner der gesamten Erde schätzte, waren es 1900: 1564 Millionen und 1925: 1864 Millionen. Merkwürdigerweise haben sich unter allen Völkern die Malaien am meisten vermehrt. Ihre Zahl stieg in der angegebenen Epoche von 11 über 42 auf 67 Millionen. Ihre Zahl hat sich also mehr als versechsfacht und ihr prozentualer Anteil an der Gesamtbevölkerung verdreifacht. Die Völkergruppe, die sich danach am meisten vermehrt hat, die europäisch-amerikanische, ist auf das 3½fache angewachsen, nämlich von 185 auf 685 Millionen; ihr prozentualer Anteil an der Gesamtbevölkerung hat sich von 23,9 auf 35,3 Prozent erhöht. Dabei ist die Zahl der eigentlichen Europäer, die 1800 noch neun Zehntel betrug, bis 1900 auf drei Viertel und bis 1925 auf zwei Drittel zurückgegangen. Während die eigentlichen Europäer sich in diesem Zeitabschnitt nicht ganz vervierfachten, haben sich die außereuropäischen Mitglieder dieser Völkergruppe verzwölffacht. Der prozentuale Anteil der übrigen Völkergruppen an der Gesamtbevölkerung ist trotz starker absoluter Vermehrung zurückgegangen, so z. B. der der Chinesen, die von 245 auf 430 Millionen anstiegen, von 31,6 auf 23,2 Prozent.



Bunte Chronik



* **Neue deutsche Rundfunksender.** Der Ausbau des deutschen Sendernetzes schreitet fort. Eine wesentliche Verbesserung sollen die Berliner Sendeverhältnisse erfahren. Sowohl die Besprechungsräume als die Sendeeinrichtungen genügen nicht mehr den Anforderungen, die man heute an den Rundfunk stellt und denen an anderen Orten des Reiches bereits entsprochen ist. Man wird voraussichtlich ein Funkhaus errichten, das den Sender und die Besprechungsräume aufnehmen soll. Der bisherige Sender wird ersetzt werden durch einen neuen von 8 Kilowatt-Leistung, also der doppelten des jetzigen Senders. Weiter wird dann ein Besprechungsraum von genügender Größe entstehen, der sich allen Notwendigkeiten des Programms anpassen läßt. An welcher Stelle das neue Gebäude entstehen wird, hängt noch von der Entscheidung des Berliner Magistrats ab. Auf jeden Fall soll auch die Antennenhöhe gegenüber der jetzigen vergrößert werden, so daß die neue Station etwa die doppelte Reichweite besitzen dürfte. Der Sender am Magdeburger Platz wird nach Inbetriebnahme des neuen Senders eingehen. Der neue Königsberger Sender, der eine Leistung von 4 Kilowatt besitzt, ist Mitte Mai abgenommen worden. Nachher wurden noch einige Verbesserungen vorgenommen, die seine Güte erhöht haben. Die Detektorreichweite beträgt im Durchschnitt 20 Kilometer. Der Sender in Elberfeld, der bis zur Errichtung des Langenberger Senders das Rheinland bediente und auch nachher noch zeitweise arbeitete, ist jetzt endgültig außer Betrieb gesetzt worden. Die Maste sind für den neuen Aachener Rundfunksender bestimmt.

Lustige Rundschau



* **Der gute Kamerad.** Lehrer: „Wie heißt ein Mensch, der uns immer unaufgefordert hilft und beisteht, ohne Bezahlung dafür zu nehmen? — Nun Fritz?" — „. . . ein, ein . . .?" — „Ein Kam . . ., nun —?" — Fritz (laut): „Ein Kamel!"

*

* **Ach so!** „Ich verdiene mein Geld damit, daß ich andere Leute für mich schwitzen lasse." — „Was! Auf solche unsozialen Zustände brauchen Sie sich aber wahrhaftig nichts einzubilden!" — „Wie heißt unsoziale Zustände. Ich bin Besitzer einer Tanzdiele, in der hauptsächlich Charleston getanzt wird . . ."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Herausgeber: A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.